

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4158) vierteljährlich 1.80 Mk., für 3 Monate 1.20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg. zzgl. Postgebühren.

Redaktion:
Dr. Bruno Schönlank.

Inserate werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 20 Pfenningen berechnet. Vereinsanzeigen 15 Pfenninge. — Schwieriger Satz nach höheren Tarifen. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition abgegeben sein. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 7. Geschäftszeit 8—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6 part. Sprechstunde: 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telephon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

Leipzig, 9. Juli.

Nachdem endlich der „große Chinese“ Li-Hung-Tschang mit seiner schmierigen gelben Jacke und seinem langen Zopfe den deutschen Boden verlassen hat, wird nachträglich bekannt, daß beabsichtigt war, eine amtliche Ernüchterung jenen Industriellen zu Teil werden zu lassen, die die übertriebenen Hoffnungen an den Besuch des chinesischen Staatsmannes geknüpft und große Bestellungen erwartet hatten. Der „kalte Wasserstrahl“ unterblieb nur darum, weil von Li-Hung-Tschang selbst ein solcher kam; in Köln hat er bekanntlich vor „übertriebenen Erwartungen“ gewarnt, und nach ihm hat sein Agent, der Golddirektor Detring, gleichfalls abgewiegelt.

Li-Hung-Tschang mag eine recht geringschätzige Meinung von den Deutschen mit sich genommen haben, und das ist es, was uns veranlaßt, heute auch einmal nationale Interessen zu vertreten gegenüber jenen Leuten, die sich vor dem mächtigen Chinesen erniedrigt haben. Sie hofften, mit ihm gute Geschäfte zu machen, und in der Aussicht auf Vermehrung ihres Mammons scheuten sie kein Mittel, um die Gunst Li-Hung-Tschangs zu gewinnen. Sie empfingen ihn mit Kriecherei und Schmeichelei, wie sie es sonst nur bei Bismarck zu thun pflegten; sie ließen den Mann von ihrer bezahlten Presse verhimmeln und vergöttern, als ob er eine der größten Erscheinungen der Weltgeschichte wäre, und sie nannten ihn den „Bismarck des Ostens“, um ihre Bewunderung auf den Gipfelpunkt zu treiben. Wer Bismarck, wie wir, nüchtern beurteilt, wird sich für diesen Staatsmann aus der alten Schule nicht begeistern können, und noch weniger für sein angeblisches chinesisches Abbild, Li-Hung-Tschang. Der Vergleich ist eigentlich kein schmeichelhafter, denn der Chinese steckt noch vollkommen in der Haut des Barbaren, wenngleich er in China der Führer einer Richtung ist, die sich dem europäischen Wesen nähert. Bezeichnend ist dabei, daß Li-Hung-Tschang großen Wert auf Weibehaltung der alten äußeren Formen des chinesischen Lebens legt. Er hat in China seine Laufbahn damit eröffnet, daß er sich im Kampfe gegen die Taipings hervorthat, jener chinesischen Revolutionspartei, die die tausendjährige Stagnation des „Reiches der Mitte“ durchbrechen wollte und auch einige halbsozialistische Wendungen in ihrem Programm hatte. Er galt von da an für einen großen Kriegsmann, ein Ruf, den er im jüngsten Kriege mit den Japanern gänzlich wieder verlor, denn er leitete in der Heeresorganisation so ziemlich gar nichts, und der Kampf gegen die wohlgerüsteten

und gedüllten Japaner war denn doch etwas anderes, als die Hezjagd auf die ungeordneten Scharen der Taipings.

Der „Bismarck des Ostens“ hat die fürchtbare Niederlage Chinas wesentlich mit verschuldet und mag nicht wenig erstaunt gewesen sein, als deutsche Unternehmer und Kapitalisten auf den Knien das Weihrauchfaß vor ihm schwingen, während man in China durchaus nicht so schmeichelhaft von ihm denkt. Unzweifelhaft hat Li-Hung-Tschang das Verdienst, den Verkehr Chinas mit Europa erleichtert und gefördert zu haben; allein darum brauchte es doch nicht die lächerliche Verhimmelung, die ihm in der Presse zu Teil ward.

Wir sind die letzten, die die Bedeutung einer gesteigerten Ausfuhr verkennen möchten. Denn wenn auch das Unternehmertum in Handel und Industrie dabei seinen Mehrwert wegnimmt, wenn Tausende von Rentenverzehren und Dividendenjägern daraus ihren arbeitslosen Erwerb ziehen, wenn auch die Arbeitslöhne wenig oder gar nicht steigen, so ist ein starker Export für die arbeitende Klasse doch immer insofern willkommen, als er Arbeitsgelegenheit schafft und die „industrielle Reservearmee“ zeitweilig verringert. Allein wenn Li-Hung-Tschang rechtzeitig abgewinkt hat, so that er damit ganz recht, denn es wird kaum in seiner Macht liegen, etwas Besonderes für deutsche Unternehmer zu thun. Bei den Chinesen haben uns die Russen den Rang abgelaufen. Diese sind uns schon dadurch unendlich voraus, daß die beiden Reiche in Ostasien direkt aneinander stoßen. Nach der Niederlage Chinas hat ihm Rußland bis zu einem gewissen Grade die politische Existenz gegen den gefährlichen Feind, die Japaner, garantiert; das neue industrielle Rußland aber hat an der chinesischen Grenze große gewerbliche Anlagen errichtet, während die sibirische Eisenbahn an die chinesische Grenze, bis nach Kjachta, vorgerückt ist. Unter diesen Umständen kommen wir zu spät. Die Russen verstehen es immer, wenn sie einmal Herren der politischen Situation sind, diese auch wirtschaftlich auszunutzen.

Wenn man sich neue Exportgebiete erschließen will, so muß dies geschehen durch geschickte Anknüpfung von Verbindungen, durch entsprechende Qualitäten und Preise der zu exportierenden Gegenstände. Es mit dem Servilismus, mit der Kriecherei vor fremden Mächtigen zu versuchen, das blieb der deutschen Bourgeoisie vorbehalten, und ihr Benehmen ist un, so würdelos, als sie nicht in einem wilden Lande etwa barbarischen Sitten huldigen und vor einem orientalischen Despotismus knien mußte, sondern im eigenen Lande, mitten in der europäischen Kultur, vor einem asiatischen Despoten, nur um schändlichen Mammons willen, im Staube getrocknet ist.

Als der „große Chinese“ in den Reichstag kam, fragte er darum auch geringschätzig: „Was bekommen diese Leute für ihre Arbeit?“

Nun, die sich vor dem Chinesen erniedrigt haben, sind dieselben Leute, die bei jedem Sedanfest und bei jeder ähnlichen Gelegenheit von der durch Bismarck neuerschaffenen Macht und Größe Deutschlands reden und die zur höheren Ehre des deutschen Reichs dabei in Vertilgung von Wein und Braten so Erledliches leisten.

Wir sind gewiß niemals mit „patriotischem“ Siegesdusel und mit „nationaler“ Ruhmredigkeit hausieren gegangen und werden dies auch niemals thun. Aber in diesem Falle fühlen wir deutsch genug, um dagegen Verwahrung einzulegen, daß man die Verherrlicher eines chinesischen Mandarinen mit der deutschen Nation oder gar mit dem deutschen Volke verwechselt. Sie bilden nur einen Teil der oberen Zehntausend, die bekanntlich viel von Moralität, Nationalstolz, nationaler Größe und dergleichen sprechen, aber von allen diesen Dingen nichts mehr wissen, sowie der Kapitalprofit in Frage steht. Wir selbst halten den „nationalen“ Großmachtskizel für unheilvoll, weil er stets auf Abwege führt: und weil namentlich der kriegerische Ruhm am Ende doch nur ein Trugbild ist. Aber wir wollen an dieser Sache zeigen, wie groß die Heuchelei unserer herrschenden Klassen ist. Dieselben Menschen, die jahraus jahrein in ihrer verlogenen Presse den Arbeitern Mangel an Vaterlandsliebe vorwerfen, haben mit den Orgeln ihrer Servilität gegenüber einem Chinesen den deutschen Namen in den Augen des Auslandes herabgewürdigt. Die Arbeiter achten denn doch Deutschland zu sehr, als daß ihnen dergleichen höhere Taktlosigkeit jemals passieren könnten.

Wir hoffen nicht, mit diesen Worten auf die eingestrichelten Geldsackpatrioten Eindruck zu machen, denn wir kennen ihren Cynismus. Aber wir erachten es für unsere Pflicht diesen deutsch-chinesischen „Patriotismus“ gebührend festzunageln; es wird nicht ohne Nutzen sein.

Politische Uebersicht.

Die Antisemiten in Wien, die mit demagogischen Phrasen Wut ergriffen haben vom Rathause und mit bewundernswürdiger Lungenkraft den Anbruch einer neuen Zeit der Färbung für die Niederen und Armen versprochen, haben begonnen mit einer bildungsfeindlichen That. „Sie sind noch 2700 Gulden schlechter als die Liberalen,“ konnte ihnen mit Recht unser Hoffe Adler entgegenrufen, anknüpfend an die Thatfache, daß die antisemitische Mehrheit des Wiener Stadtrates es über sich gewonnen hat, den Gemeindevorstand zu den vom Volksbildungs-

Seuilleton.

Nachdruck verboten.

Die von Hohenstein.

Roman von Friedrich Spielhagen.

Die Begegnung Münzers mit seinem Knaben hatte ihn wieder an das erinnert, was er so gern vergessen hätte, vergessen mußte, wenn er sein Tagewerk mit gewohnter Sorgsamkeit vollenden wollte.

Als der Kleine mit seinem fröhlichen, unschuldigen Gesicht zu ihm emporgeschaut hatte, war es ihm aufgefallen, daß er sich zu ein paar freundlichen Worten förmlich hatte zwingen müssen. Er hatte nichts dabei empfunden; es war ihm gewesen, als ob die Saiten seines Herzens zerrissen wären und keinen Ton mehr gäben.

So ist es recht, murmelte er vor sich hin, während er, ohne die Augen von dem Straußenpflaster zu erheben, langsam weiter schritt; des Menschen Sohn darf nichts haben, wohin er sein Haupt lege. — Sei ruhig, Mädchen, wenn ich Dich nicht lieben kann, wie Du geliebt zu sein willst, geliebt zu werden verdienst, — so ist es wahrlich nicht, weil ich eine andere liebe. Das schöne Weib vorgestern Abend blickte mich an mit triumphstrahlenden Augen, die deutlich sagten: wie Du Dich sträubst, Du bist ja doch mein eigen! Du triumphierst zu früh, schönes Weib! Es ist ja doch nur der alte Traum — und auch die Traumesbände streife ich ab, wie ich sie abgestreift habe die anderen Bände, die der Mensch sich schuf in seines Sinnes Thorheit. Wie heißt es doch, das arane Wort von dem Haß, den wir der Welt

schwören müssen, bevor wir dem Heiland folgen können, der die Welt befreit? Ich will dem Rufe folgen, der an mich ergangen ist, will ihm folgen, ohne nach rechts und links zu sehen: es ist mein Schicksal; ich kann nicht anders.

So, in dumpfes Grübeln, das ihm keinen Trost und keine Klarheit brachte und bringen konnte, verloren, erreichte Münzer endlich das alte Haus in der Ufergasse. Er atmete tief auf, bis er über die Schwelle schritt. Wie eine schwere Last fiel es von seiner Seele. Hier war die Arbeit, die mittellose, barmherzige Arbeit; vor ihrem strengen, klaren Auge wichen die Eumeniden, die sich an seine Fersen hefteten.

In dem Redaktionszimmer fand er den Dr. Holm noch ganz aufgeregt von den Ereignissen des Nachmittags. Der eisenköpfige Cajus hatte nicht gerührt, bis er von Tante Bella die Erlaubnis, in seine Wohnung gebracht werden zu dürfen, ertrotzt hatte.

Tante Bella hatte nachgegeben, aber erst, nachdem der Arzt erklärt: er glaube, es werde zur Beruhigung des Leidenden beitragen, wenn man seinen Wunsch erfülle. So war denn Cajus in Begleitung Tante Bellas, die sich das nicht nehmen ließ, und des Arztes in einer Droschke abgefahren.

Peter Schmitz war schon den ganzen Nachmittag in Geschäften aus; Dr. Holm war seelenfroh, daß endlich jemand kam, der ihm bei der Arbeit helfen und dem er sein Herz ausschütten konnte. Er war in durchaus mittelamer Stimmung; aber Münzer war noch stiller und verschlossener als sonst, und Holm ließ ihn gewähren, nachdem einige Versuche, über der Arbeit ein Gespräch anzuknüpfen, vergeblich gewesen waren. Als aber gegen Abend die Arbeit gethan, die letzte Fahne korrigiert durch das Fensterchen in die Seherstube gewandert, die Briefe beantwortet, die ein-

gelaufenen Korrespondenzen, die nicht mehr in das Abendblatt konnten, für morgen zurecht gestrichen und gestutzt waren; und Münzer nach einem neuen Bogen langte und die Feder noch einmal in das Tintenfaß tauchte — da wurde es dem guten Dr. Holm denn doch zu arg, und seine Pfeife mit ungewöhnlicher Energie ausklopfend, sagte er: Hören Sie, Münzer, es ist schon ziemlich spät, und ich glaube, für Ihre paar Thaler haben Sie heute gerade genug gearbeitet.

Ich arbeite nicht für Geld, mein lieber Holm, sagte Münzer.

So? für was oder wen denn? Für die Menschheit im ganzen und großen? Dieser Münzer, die Menschheit im ganzen und großen wird auch wohl zurecht kommen, ohne daß wir uns bei lebendigem Leibe schinden und unsere Haut noch obendrein zu Markte tragen.

Ich weiß, Holm, daß niemand von einem solchen selbstmörderischen Attentat fern sein kann, als Sie!

Ja, bei den Olympiern! und ich rühme mich dessen. Der Mensch ward nicht geboren, frei zu sein, sagte der alte Gylthorun, und wenn das, im Sinne des alten Herrn wenigstens, unlegbar richtig ist, so ist noch viel richtiger: daß er nicht geboren ward, ein Packesel zu sein.

Sie werden anzüglich, lieber Holm.

Tertium comparationis, oder, wie es im klassischen Latein heißt: tertium comparorum! Das Tertium ist, daß Sie sich mehr aufpacken, als Sie tragen können, trotz aller Ihrer Kraft, die wahrhaftig kein Mensch besser würdigen kann, als ich. Und angenommen auch, — obgleich ich es für mein Teil nur mit gewissen Reservationen annehme — es habe einen Sinn, sich für eine Idee zu opfern, so scheint mir doch, daß man dazu nur dann eine Berechtigung hat,